



Vorankündigung für den 9. November 2000

Sprache, Kultur und Gesellschaft

Am 9. November 2000 findet in Bern zum ersten Mal in der Geschichte der Bubenberg-Gesellschaft Bern eine Grossveranstaltung statt. Sie wird auch gesamtschweizerisch Beachtung finden, denn die Hauptakteure sind Persönlichkeiten, zu deren täglichem Leben es gehört, sich mit dem Thema Sprache und Kultur auseinanderzusetzen. Die Gesprächsrunde verspricht auf jeden Fall ein hohes Mass an Diskussionsstoff und spannender Auseinandersetzung.

(pd) Halten Sie für diese Veranstaltung in Ihrem Terminkalender unbedingt den 9. November 2000 frei. Um 18.30 Uhr wird der aus der Sendung «10 vor 10» bekannte Moderator Stephan Klapproth seine Gäste und Sie im Hotel Alfa in Bern begrüßen. Er übernimmt auch die wichtige Aufgabe der Leitung des im Anschluss an die Referate stattfindenden Podiumsgesprächs. Pointierte Äusserungen zum Thema Sprache und Kultur in unserem Land sind zu erwarten. Und auch Kontroversen sowie gelegentliche sprachliche Scharmützel sind an diesem Abend nicht auszuschliessen...

Die Gäste

Gastreferent Herr Dr. paed. Horst Hensel, Dozent an einer Schule im Ruhrgebiet. Lehraufträge über Literatur an der Autorenhochschule in Leipzig und der Tongji-Universität in Schanghai. Zahlreiche Fachbeiträge und literarische Veröffentlichungen. Jüngste Bücher: «Sprachverfall und kulturelle Selbstaufgabe. Eine Streitschrift», 3. Auflage 2000, «Esthers zweite Reise nach Schanghai» (München 1999), sowie in Vorbereitung «Stauffenbergs Asche» (München 2001). Dr. Hensel vertritt die Ansicht, dass die deutsche Sprache angloamerikanisch überflutet ist. Als gewandter Verfechter einer gepflegten deutschen Sprache wird er dar-



Horst Hensel (Bild zvg)

stellen, wie Anglizismen sprachliche und kulturelle Werte bedrohen. Auf sie gilt es sich zu besinnen. Damit vertritt er als stellvertretender Vorsitzender die Ziele des in Deutschland mit über 10 000 Mitgliedern schon sehr bekannten und wirkungsvollen Vereins Deutsche Sprache VDS aus Dortmund.

Herr Dr. Hans Peter Döbeli, Soziologe und Psychologe, ist Leiter des Forschungsinstitutes Ernest Dichter AG Zürich und hat im Auftrag des Vereins Sprachkreis Deutsch eine kombinierte qualitative und quantitative Erhebung zum Thema Anglizismen in der Schweiz durchgeführt. Er wird diese ganz neu erarbeiteten Forschungsergebnisse und die daraus zu folgernden Schlüsse an diesem Abend erstmals der Öffentlichkeit vorstellen und kommentieren. Seine Ausführungen werden mit die Grundlage bilden für das anschliessende Podiumsgespräch. Am Podiumsgespräch wird sich auch Frau Cornelia Harder, Managing Director Publicis-Lausanne beteiligen. Sie ist diplomierte



Hans Peter Döbeli (Bild zvg)

Werbeleiterin, Präsidentin des BSW (Bund Schweizer Werbeagenturen), Mitglied der IAA International Advertising Association, wirkt mit im Vorstand des SAWI (Schweizerisches Ausbildungszentrum für Werbung, Kommunikation und Marketing, in der Arbeitsgruppe Weiterbildung der FRP/SAWI sowie im Werbe- rat der FRP (Fédération Relations Publics). Sie ist somit Exponentin einer bedeutenden Gruppe von Sprachbenutzern – der Werberinnen und Werber der Schweiz – und kompetente Vertreterin der Werbewirtschaft. Mit Interesse wird sie die Voten und Informationen der Referenten aufnehmen und zum Thema Anglizismen aus der Sicht der Werbung Stellung beziehen.



Cornelia Harder (Bild zvg)

Eine Vorreservation für diesen informativen Abend ist sehr zu empfehlen! Entweder telefonisch (032 331 22 60), per Fax (032 331 20 40), übers Internet direkt bei www.sprachkreis-deutsch.ch oder mit E-Post an info@sprachkreis-deutsch.ch. Die detaillierte Ausschreibung wird Ihnen dann automatisch persönlich zugestellt. Die Veranstaltung ist kostenlos. Im Anschluss daran lädt der Sprachkreis Deutsch zu einer kleinen Erfrischung ein, um Gelegenheit zu weiterem Gedankenaustausch, zu persönlichen Kontakten und interessanten Diskussionen zu bieten.

Neues Leitbild neuer Name neue Mitteilungen

Der Sprachkreis Deutsch der Bubenberg-Gesellschaft stellt sich vor.

(pgz) Die Vorstandsmitglieder der Bubenberg-Gesellschaft haben während längerer Zeit am neuen Leitbild gefeilt mit dem Ziel, den Fortbestand und die Wirksamkeit unserer Vereinigung auch für die Zukunft sicherzustellen. Die historisch gewachsene Ausrichtung auf die Sprachverhältnisse im Kanton Bern sollte bewusst auf die ganze Schweiz ausgeweitet werden. Unsere Beteiligung im Netzwerk bedeutet auch, dass wir uns klar für die Interessen der deutschen Sprache und für eine lebendige kulturelle und sprachliche Vielfalt in Europa einsetzen wollen. Dieses Ziel lässt sich nur in Zusammenarbeit mit gleichgesinnten Vereinigungen aller deutschsprachigen Länder erreichen. Das vorerst nur an unsere Einzelmitglieder versandte Leitbild ist das Ergebnis eines intensiven geistigen Wettbewerbs und einer einhelligen Übereinkunft in allen wichtigen Anliegen. Es soll für etliche Jahre Richtschnur für unsere Tätigkeiten im SKD sein.

Aus mehreren Namensvorschlägen unseres Fachberaters für Werbung und Internet wählten alle Mitglieder des Vorstands übereinstimmend den Namen «Sprachkreis Deutsch» aus. Dieser schlichte neue Name richtet sich an alle Sprachinteressierten, will ein offenes Diskussionsforum auf nationaler Ebene anbieten und mit anderen Vereinigungen die Interessen der deutschen Sprache vertreten.

Unsere neuen Seiten im Weltnetz www.sprachkreis-deutsch.ch und ähnlich in den «Mitteilungen» enthalten Leitgedanken und Beiträge zu «Sprachpflege – Anglizismen und Amerikanismen – Leserbriefe und Pressespiegel – Neues aus dem Netzwerk – Deutsch im Unterricht – Mundart sowie Mehrsprachigkeit». Wir werden uns auch sehr bemühen, objektive Informationen von persönlichen Stellungnahmen zu trennen.

Kernpunkte

Sprachkreis Deutsch (SKD)

Für die Erhaltung der sprachlichen und kulturellen Vielfalt Europas
Netzwerk deutsche Sprache

setzt sich ein für

- sorgfältigen Gebrauch der Sprache
- gute Sprachbildung
- eine viersprachige Schweiz
- Zweisprachigkeit in Sprachgrenzregionen
- eine Landessprache als wichtigste Fremdsprache
- Englisch als Ergänzung zu den Landessprachen
- überlegten Umgang mit Anglizismen und Amerikanismen

beschlossen an der Vorstandssitzung
vom 16. August 2000 aus Anlass der anschliessenden ausserordentlichen
Hauptversammlung für neue Satzungen und Leitbild des SKD



«Schon gut, liebe Bubenberger, ich bleibe.» (me)

In dieser Nummer

Sprachkultur	1
Neues Leitbild	1
Vom schweizerischen Kreis	2
Ein See, drei Länder, eine Sprache	2
3. Teil: Carl Spittlers Rede	3–4
Neues vom SVDS	4
Xenophobie des feinen Mannes	4
Briefe	4
Janz juttetes Schwyzterdeutsch	5
Englisch in der Volksschule	5
Eine deutsche Académie française gegen «Dudendeutsch»	5
Nun singet und seid froh!?	6
Die deutsche Sprache	6
Wieviel Englisch braucht der Mensch	7
Mark Twain als Sprachpfleger	7
Deutsch, Französisch, Italienisch	8
Englisch statt Französisch?	8
Sprache in Gefahr?	8
Sprachakademie!	8

Vom schweizerischen Kreis im europäischen Netzwerk

(pgz) Nach rund einem Jahr Vorbereitung ist das Netz geknüpft. Die Hauptverantwortlichen: ein österreichischer Professor der Lebensmittelchemie und ein deutscher Ingenieur für internationale Normung. In Graz dann verbanden die beiden im September 1999 Sprachvereine aus Österreich, Deutschland, dem Südtirol und der Schweiz zu einem europäischen Netz. Im Sommer 2000 gehören bereits über zwölftausend Frauen und Männer dazu. Das Netzwerk Deutsche Sprache schafft Kontakte zwischen Menschen, denen die eigene Sprache kostbar und die Ausbildung darin wichtig ist. So sollen die Kinder gründlich in der Muttersprache geschult werden. Auf diesem Fundament kann der Unterricht in einer oder mehreren Fremdsprachen aufbauen. Die moderne Sprachwissenschaft empfiehlt hier einen frühen Beginn auf spielerische Art und Weise. In der Schweiz soll weiterhin eine Landessprache als wichtigste Fremdsprache unterrichtet werden. Als Ergänzung zu einer Landessprache völlig unbestritten ist die Weltsprache Englisch, jedoch keineswegs als Ersatz: damit würde nämlich die historisch gewachsene Schweizer Identität einer unnötigen Belastung ausgesetzt. Der Sprachkreis Deutsch, hervorgegangen aus der Bubenberg-Gesellschaft Bern, vereinigt Frauen und Männer jeden Alters und Standes, die überzeugt für ihre eigene Sprache eintreten. Andere Sprachen werden nicht verteufelt. Für den Anschluss an die Zukunft setzt er auf bessere Sprachkenntnisse und Sprachpflege. Seine Hauptaufgabe sieht er im Kampf gegen die weit verbreitete sprachliche Gleichgültigkeit, in der Pflege der eigene Sprache und deren Weitergabe an die kommenden Generationen. In diesem Sinne ist die Entschliessung von Graz Appell und Auftrag, auch in der Schweiz entschlossen für die so wichtige und bereichernde sprachliche Vielfalt in Europa einzustehen.

Ein See, drei Länder, eine Sprache

Am Bodensee vom 5. bis 8. Oktober 2000 in Friedrichshafen, Internationale Tagung der Sprachvereine im Netzwerk Deutsche Sprache.

(Zn) Das Detailprogramm ist soeben erschienen. Interessierte beziehen es beim Sprachkreis Deutsch SKD. Die Veranstalter Verein Deutsche Sprache VDS und SKD führen eine Eintrittskontrolle durch und geben den Angemeldeten Gratis-Gutscheine für die Kaffeepausen und gemeinsame Essen ab.

Für Ihre Hotelübernachtung wenden Sie sich mit Fax 0049 7541 72588 oder Tel. 0049 7541 30010 an die Tourist-Information Friedrichshafen. Über den gemeinsamen Ausflug der Sprachfreunde aus Deutschland, Österreich und der Schweiz orientieren Sie das Programm und die Tagungsleitung (Kosten 40 DEM). Die Fahrkosten für SKD-Mitglieder vom Wohnort nach Friedrichshafen und zurück können gegen Nachweis zum 1/2 Taxitarif 2. Klasse vergütet werden.

Donnerstag, 5. Oktober 2000

ab 19 Uhr Begrüssungsabend im Graf Zepelinhaus, 1. Stock.

Freitag, 6. Oktober 2000

ab 9 Uhr Arbeitstagung im Graf Zepelinhaus, 1. Stock, daselbst ab 13.30 Uhr Pressekonferenz und ab 14.30 Uhr internationale Vorträge. Gemütlicher Abend ab 19.30 Uhr in Meersburg «Wilder Mann» (Bus hin und zurück gratis).

Samstag, 7. Oktober 2000

ab 9 Uhr Bodensee-Ausflug (Kostenbeitrag 40 DEM, Variante je nach Wetter).

Schweizer Schriftsteller – ihr Verhältnis zu Deutschland und zur deutschen Sprache

3. Teil: Carl Spittlers Rede von 1914 «Unser Schweizer Standpunkt»

(ar) Nach den beiden ersten Teilen, die Gottfried Keller gewidmet waren, folgen die wichtigsten Auszüge aus der berühmten Rede von Carl Spittler. Die folgenden Ausführungen sollen es den Lesern erleichtern, die erstaunlich aktuell gebliebenen Gedanken besser aus den damaligen Zeitumständen heraus zu verstehen.

Der Graben zwischen Deutschschweiz und Romandie

Im Tonhallekrawall von 1871 – von ihm war in den «Mitteilungen» 1/2000 die Rede – geraten Anhänger und Bewunderer des neuen Deutschen Reichs und Freunde Frankreichs (vornehmlich im linken politischen Spektrum) einander in die Haare. Die gleiche Kluft öffnet sich mehr und mehr auch gesamtschweizerisch: Viele Deutschschweizer lassen sich von den deutschen Erfolgen und der deutschen Tüchtigkeit vollends einnehmen, Welschschweizer und Tessiner dagegen empfinden wachsendes Misstrauen und Furcht vor einem übermächtig werdenden Nachbar im Norden.

Verschiedene Faktoren spielen dabei eine Rolle. Der Ausbau der Bahnen und ein starker wirtschaftlicher Aufschwung – ab 1885 steigt die Schweiz zur wirtschaftlichen Grossmacht auf – lässt den Ausländeranteil an der schweizerischen Wohnbevölkerung rasch ansteigen: 1850 sind 3% der Bevölkerung Ausländer, 1870 sind es immer noch bescheidene 5,7%, 1900 indessen bereits 11,6% und nach 1910 rund 15%. Diese Ausländer sind zudem ungleich verteilt: Sie konzentrieren sich in Städten und grenznahen Regionen; in Arbon am Bodensee zum Beispiel leben sage und schreibe 46% Ausländer, vorwiegend Italiener. Das schürt Ängste: Im August 1902 kommt es in Arbon zu Ausschreitungen gegen die italienischen Arbeiter; Polizei und Feuerwehr können die Krawalle erst nach drei Tagen niederschlagen. – Ein anders geartetes Beispiel: Nach der Eröffnung des Gotthardtunnels strömen viele Deutschschweizer und Deutsche in den Kanton Tessin; die Tessiner beginnen sich vor der Germanisierung und dem Verlust ihrer «Italianità» zu fürchten. So wird 1909 eine Schweizer Sektion der «Società Dante Alighieri», einer Vereinigung zur Pflege der italienischen Kultur, gegründet.

Die beiden Beispiele zeigen: In den verschiedenen Sprachgebieten nimmt man vor allem diejenigen Ausländer als fremd und störend wahr, die einer andern Sprache und Kultur angehören – im Tessin und in der französischen Schweiz sind es Deutschschweizer und Deutsche, in der deutschen Schweiz die für den Eisenbahnbau in die Schweiz geholten Italiener. Dazu kommt der Umstand, dass alle Sprachregionen in der Schweiz sich enger als früher mit dem ihre Sprache sprechenden Nachbarvolk verwandt fühlen, nicht zuletzt eine Folge der verbesserten Schulbildung im 19. Jahrhundert.

In der deutschen Schweiz nimmt die Deutschlandfreundlichkeit eher noch zu, mindestens in bürgerlichen Schichten. Ausserdem gibt es in den Städten viele deutsche Gewerbe- und Handeltreibende, sie bilden, zum Beispiel in Zürich, einflussreiche «Kolonien»; in seinem grossen Zürich-Roman «Alles in allem» hat Kurt Guggenheim das eindrücklich dargestellt. Schliesslich richten sich Deutschschweizer Akademiker stark nach deutschen Universitäten aus. Je mehr man im Tessin und in der welschen Schweiz die Germanisierung fürchtet, um so misstrauischer beobachtet man die Haltung der Deutschschweizer.

Noch vor Ausbruch des 1. Weltkrieges wachsen deshalb die Spannungen zwischen der deutschen Schweiz auf der einen und der französischen und italienischen

Der «Nebelspalter» zum Kaiserbesuch



Kaiser Wilhelm II. besucht den Bärengraben: der «Nebelspalter» lässt ihn sagen: «Ihre Bären erinnern mich lebhaft an das Berliner Wappentier – bloss nicht die grosse Schnauze!»

Schweiz auf der andern Seite. So etwa verfolgt man im September 1912 argwöhnisch den Besuch des deutschen Kaisers in der Schweiz; für viele ist er Zeichen einer zu grossen Deutschlandhörigkeit. Nicht ganz zu Unrecht, wie das folgende Gedicht erkennen lässt; es stammt von J. C. Heer, dem neben Ernst Zahn damals meistgelesenen Schriftsteller der deutschen Schweiz, weit populärer als G. Keller und C. F. Meyer:

An den deutschen Kaiser Wilhelm II.

Wir sind kein Volk von Kunst und Dichtern,
Wir sind ein harter Arbeitsschlag,
Es spielt die Pflicht mit scharfen Lichtern
Durch unsern schweren Werkeltag.

Doch heute leuchten Blumenreiser
An jedem Berg, an jedem Strand.
Willkomm' vielerleider deutscher Kaiser!
Die Freude geht durchs Schweizerland.

Wir grüssen dich mit offenen Stirnen,
Doch inniglich so Greis wie Kind,
Wir alle, die im Schein der Firnen
Des Hochlands schlichte Söhne sind.

Und blühen wird in Bergesrunde
Die Schweiz, ein Eigenspiel der Welt,
Wenn uns in gut' und böser Stunde
Der deutsche Kaiser Freundschaft hält.
(Kreis, S. 232)

Die «Neue Helvetische Gesellschaft» und Carl Spittler

Um die immer schärfer zutage tretenden Spannungen zwischen deutscher und welscher Schweiz zu mildern, wird im Februar 1914 die «Neue Helvetische Gesellschaft» (NHG) gegründet. Sie muss rasch aktiv werden! Am 2. August 1914 marschieren deutsche Truppen in Luxemburg ein, am Tag darauf überfallen sie das neutrale Belgien, etwas später wird die Stadt Löwen zerstört. Weite Kreise in der deutschen Schweiz, von der deutschen Siegespropaganda eingenommen, reagieren kaum auf diese Ereignisse; in der welschen Schweiz dagegen flammt Empörung auf über die Rücksichtslosigkeit der Deutschen und man solidarisiert sich mit den Franzosen – in kurzer Zeit öffnet sich ein breiter Graben zwischen deutscher und romanischer Schweiz; nationales Zusammengehörigkeitsgefühl und Neutralitätsprinzip drohen unterzugehen.

Ein Ausschuss der NHG beschliesst am 13. Oktober 1914, Vorträge zu veranstalten zum Thema «Die Stellung der Schweizer Presse im gegenwärtigen Kriege». Kurz darauf, am 19. Oktober, erscheint in der NZZ ein Artikel des Dichters Carl Spittler. Er regt an, Schriftstellerverein und Presseverein möchten von Zeit zu Zeit sich über die Hauptgrundsätze unseres Verhaltens gegenüber dem Ausland besprechen und einigen: so wäre die Gefahr von Sondergruppen zu vermeiden und die geschlossene Einheit dem Ausland gegenüber zu sichern. Aber wohlverstanden und selbstverständlich: unsere Kollegen von der französischen und italienischen Schweiz müssten dabei sein. (Müri, S. 10)

Auf Grund dieses NZZ-Artikels versucht die NHG, Spittler für einen Vortrag zu gewinnen. Spittler lehnt zuerst ab, wäre aber immerhin zu einem «bescheidenen, unmassgeblichen Rat» bereit, nimmt dann aber die Einladung an und hält am 14. Dezember 1914 seine Rede. Eigentlich erstaunlich, denn er ist, ganz im Gegensatz zu G. Keller, ein unpolitischer Dichter; nicht umsonst beginnt er seine Rede mit einem entsprechenden Vorbehalt:

So ungern als möglich trete ich aus meiner Einsamkeit in die Öffentlichkeit, um vor Ihnen über ein Thema zu sprechen, das mich scheinbar nichts angeht. Es würde mich auch in der Tat nichts angehen, wenn alles so wäre, wie es sein sollte. Da es aber nicht der Fall ist, erfülle ich meine Bürgerpflicht, indem ich versuche, ob vielleicht das Wort eines bescheidenen Privatmannes dazu beitragen kann, einem unerquicklichen und nicht unbedenklichen Zustand entgegenzuwirken.

Er hat wie viele Künstler und Intellektuelle seiner Zeit überdies dem Staat gegenüber eine pessimistisch-distanzierte Haltung. In seiner Rede wendet er sich bezeichnenderweise nicht an den Staat, sondern ans «Land»; den Staat aber bezeichnet er als räuberische Institution: «Jeder Staat raubt, was er kann.»

Übrigens ist Spittler sich klar bewusst, dass er mit seiner Rede in Deutschland auf Unverständnis und Ablehnung stossen wird. Er riskiert es trotzdem, überdies wird seine Rede schon am 16. und 17. Dezember in der NZZ und im Januar 1915 als Broschüre publiziert, kann also im vollen Wortlaut auch in Deutschland gelesen

Geschichtliche Hintergründe

Wichtigste Quellen für diesen Beitrag sind:

- Walter Müri, Carl Spittlers Rede vom 14. Dezember 1914 – Unser Schweizer Standpunkt – rhetorisch betrachtet. Bern (Herbert Lang) 1972
- Handbuch der Schweizer Geschichte. Band 2, Zürich (Berichthaus) 1977 (darin: Hans von Greyerz, Der Bundesstaat seit 1848)
- Georg Kreis, Der Weg zur Gegenwart. Die Schweiz im 19. Jahrhundert. Basel (Birkhäuser) 1986.

werden. Tatsächlich trägt seine Rede ihm von jenseits des Rheins heftige Angriffe ein – für einen Autor, der bis dahin zu einem guten Teil vom Erfolg seiner Bücher im grösseren deutschen Sprachraum gelebt hat, keine Kleinigkeit. (Der Nobelpreis für Literatur, 1919 verliehen, mag ihn nachträglich dafür entschädigt haben).

Um so höher ist seine Risikobereitschaft zu werten – und ausserdem ist seine Rede auch heute noch lesenswert.

Carl Spittlers Rede vom 14. Dezember 1914: «Unser Schweizer Standpunkt» – ausgewählte Ausschnitte
Untertitel von der Redaktion gesetzt.

«Wollen wir oder wollen wir nicht ein schweizerischer Staat bleiben?» Vor allem müssen wir uns klar machen, was wir wollen. Wollen wir oder wollen wir nicht ein schweizerischer Staat bleiben, der dem Auslande gegenüber eine politische Einheit darstellt? Wenn nein, wenn jeder sich dahin mag treiben lassen, wohin ihn seine Privatneigung schiebt und wohin er von aussen gezogen wird, dann lasse mans meinetwegen laufen, wie es geht und schlottert und lottert. Wenn aber ja, dann müssen wir inne werden, dass die Landesgrenzen auch für die politischen Gefühle Marklinien bedeuten. Alle, die jenseits der Landesgrenze wohnen, sind unsere Nachbarn, und bis auf weiteres liebe Nachbarn; alle, die diesseits wohnen, sind mehr als Nachbarn, nämlich unsere Brüder. Der Unterschied zwischen Nachbar und Bruder aber ist ein ungeheurer. Auch der beste Nachbar kann unter Umständen mit Kanonen auf uns schiessen, während der Bruder in der Schlacht auf unserer Seite kämpft. Ein grösserer Unterschied lässt sich gar nicht denken. Wir werden etwa freundnachbarschaftlich ermahnt, die politischen Grenzen nicht so stark mit dem Gefühl zu betonen. Wenn wir dieser Ermahnung nachgäben, so würde folgendes entstehen: An Stelle der überbrückten Grenzen nach aussen würden sich Grenzen innerhalb unseres Landes bilden, eine Kluft zwischen der Westschweiz und Südschweiz und der Ostschweiz. Ich denke, wir halten es lieber mit den bisherigen Grenzen. Nein, wir müssen uns bewusst werden, dass der politische Bruder uns nähersteht als der beste Nachbar und Rassenverwandte. Dieses Bewusstsein zu stärken, ist unsere patriotische Pflicht. Keine leichte Pflicht. Wir sollen einig fühlen, ohne einheitlich zu sein. Wir haben nicht dasselbe Blut, nicht dieselbe Sprache, wir haben kein die Gegensätze vermittelndes Fürstenhaus, nicht einmal eine eigentliche Hauptstadt. Das alles sind, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, Elemente der politischen Schwäche. Und nun suchen wir nach einem gemeinsamen Symbol, das die Elemente der Schwäche überwinde. Dieses Symbol besitzen wir glücklicherweise. Ich brauche es Ihnen nicht zu nennen: die eidgenössische Fahne. Es gilt also, näher als bisher um die eidgenössische Fahne zusammenzurücken und dementsprechend denen gegenüber, die zu einer andern Fahne schwören, auf die richtige Distanz abzurücken; konzentrisch zu fühlen statt exzentrisch.

Von der Schwierigkeit, «nach allen Seiten hin die nämliche Distanz zu halten»

Ohne Zweifel wäre es nun für uns Neutrale das einzig Richtige, nach allen Seiten hin die nämliche Distanz zu halten. Das ist ja auch die Meinung jedes Schweizers. Aber das ist leichter gesagt, als getan. Unwillkürlich rücken wir nach einer Richtung näher zu dem Nachbarn, nach anderer Richtung weiter von ihm weg, als unsere Neutralität es erlaubt. Den Westschweizern droht die Versuchung, sich zu nahe an Frankreich zu gesellen, bei uns ist es umgekehrt. Sowohl hier wie dort ist Mahnung, Warnung und Korrektur nötig. Die Korrektur aber muss in jedem Landesteil von sich aus, von innen heraus geschehen. Wir dürfen nicht dem Bruder seine Fehler vorhalten; das führt nur dazu, dass er uns mit unsern Fehlern bedient, am liebsten mit Zinsen. Wir müssen es daher unsern welschen Eidgenossen vertrauensvoll anheimstellen, aus ihren eige-

nen Reihen die nötigen Ermahnungen laut werden zu lassen, und uns einzig mit uns selber befassen.

Das Distanzgewinnen ist für den Deutschschweizer ganz besonders schwierig. Noch enger als der Westschweizer mit Frankreich ist der Deutschschweizer mit Deutschland auf sämtlichen Kulturgebieten verbunden. Nehmen wir unter anderm die Kunst und Literatur. In wahrhaft grossherziger Weise hat Deutschland unsere Meister aufgenommen, ihnen den Lorbeer gezollt, ohne einen Schatten von Neid und Eifersucht, ja sogar diesen und jenen über die Heimischen erhoben. Unzählige Bande von geschäftlichen Wechselbeziehungen, von geistigem Einverständnis, von Freundschaft haben sich gebildet, ein schönes Eintrachtsverhältnis, das uns während der langen Friedenszeit gänzlich vergessen liess, dass zwischen Deutschland und der deutschen Schweiz etwas wie eine Grenze steht. Wollen Sie mich als Beispiel und Rebus annehmen? Ich glaube, mancher von Ihnen kann mir nachfühlen. Es gab in meinem Leben eine Periode, die Periode der edlen Jugendtorheiten, da ich über den Rhein nach dem unbekannten, sagenhaften Deutschland sehnsüchtig wie nach einem Märchenlande hinüberblickte, wo die Träume sich verwirklichen, wo die Gestalten der Poesie verkörpert im hellen Sonnenschein herumwandeln: die edlen, treuherzigen Jünglinge der Romantiker, die sinnigen Jungfrauen des Volksliedes, wo die Leute im täglichen Leben ähnlich reden, wie unsere Klassiker schrieben, wo Berg und Tal, Hain und Quell uns mit Heimataugen grüssen. Das waren freilich naive, kindliche Vorstellungen. Aber heute, wo ich längst weder naiv noch kindlich mehr bin: heute blüht mir Sympathie und Zustimmung wie ein Frühling aus Deutschland entgegen, unabsehbar, unerschöpflich. Aus den entferntesten Gauen erwachsen mir Freunde, zu Hunderten, zu Tausenden. Erscheine ich zur Seltenheit dort persönlich, so treffe ich auf gutartige, liebenswürdige, wohlwollende, zuvorkommende Menschen, deren Gefühls- und Ausdrucksweise ich unmittelbar verstehe. Scheide ich von ihnen, so nehme ich schöne Erinnerungen mit heim und hinterlasse meinen warmen Dank. Meine französischen Freunde dagegen kann ich an den Fingern der linken Hand abzählen, ich brauche nicht einmal den Daumen dazu und den kleinen Finger auch nicht. Und die übrigen drei kann ich einbiegen. In Frankreich reise ich als ein einsamer Niemand, umgeben von kalter, misstrauischer Fremde. . .

Der Deutschschweizer und sein Verhältnis zu Deutschland – Spittler als Beispiel

Bei aller herzlichen Freundschaft, die uns im Privatleben mit Tausenden von deutschen Untertanen verbindet, bei aller Solidarität, die wir mit dem deutschen Geistesleben pietätvoll verspüren, bei aller Traulichkeit, die uns aus der gemeinsamen Sprache heimatlich anmutet, dürfen wir dem politischen Deutschland, dem deutschen Kaiserreich gegenüber keine andere Stellung einnehmen als gegenüber jedem andern Staate: die Stellung der neutralen Zurückhaltung in freundnachbarlicher Distanz diesseits der Grenze. Die nötige Zurückhaltung gegenüber dem deutschen Nachbar, die uns ohnehin schwer fällt, wird uns überdies noch durch mehr oder minder wohlmeinenden Zuspruch erschwert. Zunächst der bekannte Appell im Namen der Rassen-, Kultur- und Sprachverwandtschaft. Diese müsste ja, so wird uns bedeutet, von selber zur freudigen Parteinahme mit der deutschen Sache in diesem Kriege führen. Als ob es sich da um Philologie handelte! Als ob nicht sämtliche Kanonen aller Völker das nämliche greuliche Volapük (= künstlich geschaffene Welthilfssprache wie das Esperanto) redeten! Als ob nicht gerade dieser Krieg die Infe-

riorität aller Nationalverbände gegenüber dem Staatsverbände predigte! Als ob es eine ausgemachte Sache wäre, dass die Kulturwerte eines Volkes mit seiner politischen Machtstellung steigen und fallen! – Dann das gefährliche Zischeln einer bösen Versuchung, die uns im Namen der Freundschaft und des Dankes verführen möchte, etwas zu tun, was selbst die beste Freundschaft und der wärmste Dank zu tun weder verpflichtet noch erlaubt: auf unsere Begriffe von Wahr und Unwahr zu verzichten, jemand zuliebe unsere Überzeugungen von Recht und Unrecht zu fälschen. – Noch etwas Böses und Gefährliches: Der Parteinahme winkt unmässiger Lohn, der Unparteilichkeit drohen vernichtende Strafen. Mit elenden sechs Zeilen unbedingter Parteinahme kann sich heute jeder, der da mag, in Deutschland Ruhm, Ehre, Beliebtheit und andere schmackhafte Leckerbissen mühelos holen. Er braucht bloss hin-



zugehen, sich zu bücken und es aufzuheben. Mit einer einzigen Zeile kann einer seinen guten Ruf und sein Ansehen verwirken. Es braucht nicht einmal eine unbesonnene oder versehentliche Zeile zu sein. Ein mannhafter, wahrhafter Ausspruch tut denselben Dienst. Wir müssen uns eben die Tatsache vor Augen halten, dass im Grunde kein Angehöriger einer kriegführenden Nation eine neutrale Gesinnung als berechtigt empfindet. Er kann das mit dem Verstande, wenn er ihn gewaltig anstrengt, aber er kann es nicht mit dem Herzen. Wir wirken auf ihn wie der Gleichgültige in einem Trauerhause. Nun sind wir zwar nicht gleichgültig. Ich rufe Ihrer aller Gefühle zu Zeugen an, dass wir nicht gleichgültig sind. Allein da wir uns nicht rühren, scheinen wir gleichgültig. Darum erregt schon unser blosses Dasein Anstoss. Anfänglich wirkt es unangenehm befremdend, allmählich die Ungeduld reizend, schliesslich widerwärtig, verletzend und beleidigend. Vollends ein nicht zustimmendes Wort! ein unabhängiges Urteil! Der patriotisch Beteiligte ist ja von dem guten Recht seiner Sache heilig überzeugt und ebenso heilig von dem schurkischen Charakter der Feinde. Alles in ihm, was nicht schmerzt, was nicht hofft und bangt, was nicht weint und trauert, knirscht Empörung. Und nun kommt einer, der sich neutral nennt, und nimmt wahrhaftig für die Schurken Partei! Denn ein gerechtes Urteil wird ja als Parteinahme für den Feind empfunden. Und kein Verdienst, kein Ansehen, kein Name schützt vor der Verdammnis. Im Gegenteil. Dann erst recht. Denn dann wird einem neben Untreue und Verrat noch Undank vorgeworfen. Wie im Felde nach den Offizieren, zielt man in den Schreibstuben nach den berühmten Leuten. Bald gibt es ihrer keinen mehr, der nicht schon verketzert und aus irgendeinem Tempel feierlich ausgeschlossen worden wäre. Man wird ganz konfus. Man weiss nicht mehr, gereicht man der Menschheit zur Zierde oder gehört man zum Auswurf. Wie aber können wir so gefährlichen Drohungen begegnen? Wer

schweigen darf, preise sich glücklich, dass ers darf, und schweige. Wer es nicht darf, der halte es mit dem Sprichwort: Tue was du sollst und kümmerge dich nicht um die Folgen. Um unsere neutralen Seelen zu retten, kommen uns ferner Propagandaschriften ins Haus geflogen. Meist überlaut geschrieben, öfters im Kommandoton, mitunter geradezu furibund. Und je gelehrter, desto rabiater. Dergleichen verfehlt das Ziel. Es wirkt wenig einladend, wenn man beim Lesen den Eindruck erhält, die Herren Verfasser möchten einen am liebsten auffressen. Haben denn die Herren die Fühlhörner verloren, dass sie nicht mehr spüren, wie man zu andern Völkern spricht und nicht spricht? Allen solchen Zumutungen gegenüber appellieren wir von dem wildgewordenen Freund an den normalen, friedlich-freundlichen, den wir nach Kriegsschluss wieder zu finden hoffen, wie überhaupt den gesamten frühern schönen, traulichen, unbefangenen Geistesverkehr.

Vorurteile der Deutschschweizer gegen Frankreich

Einer entgegengesetzten Versuchung hat sich unser Landesteil leider nicht genügend zu entziehen gewusst, einer unfreundlichen Gesinnung gegen Frankreich. Ich habe wiederholt aus dem Munde von Franzosen die schmerzlich überraschte Frage vernommen: «Was haben wir denn den Schweizern zuleide getan?» Wirklich, ich weiss nicht, was sie uns zuleid getan haben. Wissen Sies? Oder hätten wir einen vernünftigen Grund, Frankreich besonders zu misstrauen? Mehr zu misstrauen als jedem andern Nachbarn? Ich kenne keinen. Es handelte sich auch bei der unfreundlichen Gesinnung keineswegs um vernünftige Gründe patriotischer Art, sondern um instinktive Gefühle. Die Äusserungen der instinktiven Gefühle aber waren mitunter so, dass ich in den ersten Wochen des August den Wunsch seufzte, es möchte neben den milden Feldpredigten einmal ein kräftiger politischer Redner unsern Leuten mit Russ und Salz die Grundsätze der Neutralität einprägen. Nun, das Pressebureau unseres Armeestabes hat ja jetzt das Wort. Und da doch so viel von Verwandtschaft die Rede ist, sind wir denn mit den Franzosen nicht ebenfalls verwandt? Die Gemeinsamkeit der politischen Ideale, die Gleichheit der Staatsformen, die Ähnlichkeit der gesellschaftlichen Zustände, ist das nicht auch eine Verwandtschaft? Die Namen «Republik», «Demokratie», Freiheit, Duldsamkeit und so weiter, bedeuten diese einem Schweizer etwas Nebensächliches? Es gab eine Zeit – ich habe sie erlebt –, da galten diese Namen in Europa alles. Heute werden sie nahezu als Null behandelt. Alles war zu viel. Null ist zu wenig. Jedenfalls verachten, nicht wahr? wollen wir Schweizer deswegen die Franzosen nicht, weil ihnen die Kaiser, Könige und Kronprinzen gebrechen. Es sah nämlich fast ein bisschen danach aus. . .

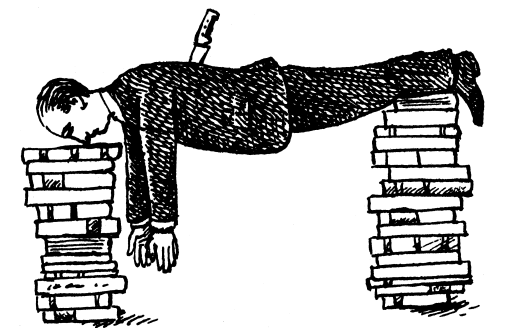
Wie sollen sich Deutschschweizer der französischen Schweiz gegenüber verhalten?

Und jetzt die Hauptsache: unser Verhältnis zur französischen Schweiz. Ich wiederhole: Wir hoffen und erwarten, dass dort zum Frommen der Eintracht und zur Wahrung der Gerechtigkeit und der Neutralität eine ähnliche eidgenössische Kopfkklärung geschehe, wie wir sie bei uns anstreben. Eins ist sicher. Wir müssen uns enger zusammenschliessen. Dafür müssen wir uns besser verstehen. Um uns aber besser verstehen zu können, müssen wir einander vor allem näher kennenlernen. Wie steht es mit unserer Kenntnis der französischen Schweiz und ihrer Literatur und Presse? Die Antwort darauf möge sich jeder selbst geben. Man hat immer von neuem das Heil in dreisprachigen Zeitschriften gesucht. Einverstanden. Nur kommt es nicht bloss darauf an, was geschrieben, sondern auch

was gelesen wird. Ich möchte etwas anderes befürworten: Unsere deutschschweizerischen Zeitungen sollten, meine ich, ab und zu ihren Lesern ausgewählte Aufsätze aus französisch-schweizerischen Zeitungen in der Übersetzung mitteilen. Sie wären es wohl wert. Der andersartige Gedankeninhalt kann uns etwa zur Ergänzung und Erfrischung dienen. Wir waren gar zu ängstlich vorsichtig, nach der einen Richtung. Ein Aufsatz wie «Le sort de la Belgique» von Wagnière hätte auch uns angestanden. Der Stil, ich wage es auszusprechen, ist oft geradezu vorbildlich. Ich habe in den letzten Wochen zufällig ein paarmal das «Journal de Genève» zu Gesicht bekommen, das ich vorher kaum dem Namen nach kannte, alles in allem nicht mehr als sechs Nummern. In diesen sechs Nummern nun traf ich viermal je einen Leitartikel, dessen literarische Eigenschaften mir bewunderndes Staunen abnötigten. Artikel von Wagnière, von Seippel, von Bonnard. Kurz, von Zeit zu Zeit ein Tröpflein Welsch in unsere ernste Sachlichkeit könnte nichts schaden.

«Die richtige Haltung»

Zum Schluss eine Verhaltensregel, die gegenüber sämtlichen fremden Mächten gleichmässig Anwendung findet: die Bescheidenheit. Mit der Bescheidenheit statten wir den Grossmächten den Höflichkeitsdank dafür ab, dass sie uns von ihren blutigen Händeln dispensieren. Mit der Bescheidenheit zollen wir dem todwunden Europa den Tribut, der dem Schmerz gebührt: die Ehrerbietung. Mit der Bescheidenheit endlich entschuldigen wir uns. Entschuldigung? Wofür? Wer jemals an einem Krankenbett gestanden, weiss wofür. Für einen fühlenden Menschen bedarf es der Entschuldigung, dass er sich des Wohlbefindens erfreut, während andere leiden. Vor allem, nur ja keine Überlegenheitstöne! Keine Abkanzeleien! Dass wir als Unbeteiligte manches klarer sehen, richtiger beurteilen als die in Kampfleidenschaft Befangenen, versteht sich von selber. Das ist ein Vorteil der Stellung, nicht ein geistiger Vorzug... Die richtige Haltung zu bewahren, ist nicht so mühsam, wie sichs anhört, wenn mans logisch auseinanderlegt. Ja! wenn mans im Kopf behalten müsste! Aber man braucht es gar nicht im Kopf zu behalten, man kann es aus dem Herzen schöpfen. Wenn ein Leichenzug vorüber geht, was tun Sie da? Sie nehmen den Hut ab. Als Zuschauer im Theater vor einem Trauerspiel, was fühlen Sie da? Erschütterung und Andacht. Und wie verhalten Sie sich dabei? Still, in ergriffenem, demütigem, ernstem Schweigen. Nicht wahr, das brauchen Sie nicht erst zu lernen? Nun wohl: eine Ausnahmegunst des Schicksals hat uns gestattet, bei dem fürchterlichen Trauerspiel, das sich gegenwärtig in Europa abwickelt, im Zuschauerraum zu sitzen. Auf der Szene herrscht die Trauer, hinter der Szene der Mord. Wohin Sie mit dem Herzen horchen, sei es nach links, sei es nach rechts, hören Sie den Jammer schluchzen, und die jammernden Schluchzer tönen in allen Nationen gleich, da gibt es keinen Unterschied der Sprache. Wohlan, füllen wir angesichts dieser Unsumme von internationalem Leid unsere Herzen mit schweigender Ergriffenheit und unsere Seelen mit Andacht, und vor allem nehmen wir den Hut ab. Dann stehen wir auf dem richtigen neutralen, dem Schweizer Standpunkt.



Neues vom SVDS
Schweizerischer Verein
für deutsche Sprache

In der neuesten Nummer des «Sprachspiegels» legt ein Artikel dar, wie die Schreibung geographischer Namen im Deutschen geregelt ist.
Gesprächsrunde mit Dr. Horst Hensel VDS und Vertretern des SVDS zum Thema «Anglizismen: Sprachverfall und kulturelle Selbstaufgabe?»
Das Thema ist dem Sprachkreis Deutsch sehr wichtig. Darum auch haben wir unsern Sprachfreund, Dr. Horst Hensel VDS, in die Schweiz eingeladen. Er tritt dreimal in der Schweiz auf, am 9. 11. in Bern (SKD), am 10. 11. in Bern (Gymnasium) und in Zürich (SVDS).
Wir danken dem SVDS für die Durchführung der Veranstaltung in Zürich. Sie findet statt am Freitag, 10. November 2000, 18.00 Uhr, im Zunfthaus zum «Neumarkt», Saal 1. Stock, Neumarkt 5, 8001 Zürich.

Sprüche und Zitate

Dichter, Denker, Politiker, Wissenschaftler und Künstler haben wertvolle Gedanken zur Sprache hinterlassen. Wir geben einige weiter.

Die Sprachen sind die Scheiden, darin die Schwerter des Geistes verborgen stecken.
Martin Luther

Wie menschlich Menschen sind, zeigt ihr Umgang mit der Muttersprache.
Friedrich Schiller

Fremdwörter verraten entweder Armut oder Nachlässigkeit.
Immanuel Kant

Wenn es so weiter geht, dann können die Deutschen in zehn Jahren nicht mehr richtig deutsch und noch nicht richtig englisch.
Walter Jens

Quelle: Internet VDS

Xenophobie
des feinen Mannes

Der Sprachpurismus und seine falschen Prämissen.

(Zn) Unter diesem Titel erschien in der NZZ vom 19./20. August 2000 ein Artikel von Florian Coulmas. Es gibt viel Wissenschaftliches zu lesen über fremdsprachliche Übernahmen ins Deutsche. Gut und interessant, aber eindeutig diskriminierend sind Textstellen, die einzelnen Sprachfreunden und Sprachorganisationen Fremdenfeindlichkeit anlasten. Da greift sich F.C. den Begriff Purismus, um gewissermassen als unwissenschaftlich zu erledigen, wer sich zum Beispiel nicht widerstandslos dem oft überflüssigen und falsche Sprachkompetenz vorgebenden Werbe-Englisch beugt. Im Sprachkreis Deutsch und bei unseren zahlreichen Verbündeten im europäischen Netzwerk Deutsche Sprache will niemand gleich den hintersten und letzten Anglizismus in eine deutsche Übersetzung quälen. Noch unterscheiden wir zwischen gutem Deutsch und solchem, das sich unter wissenschaftlicher Begleitung als besser einbringt. Warum schenken diese Gutwisser jenen Bevölkerungsgruppen kaum Gehör, die sich noch vor der möglichen Amerikanisierung ihrer Sprache und Kultur die Frage stellen, ob denn zur passiven Sprachbeobachtung hier noch die aktive Sprachpflege dort treten darf. Als richtige Prämisse des Sprachpurismus – ohne Fremdenfeindlichkeit, versteht sich.

Briefe an die Bubenberg-Gesellschaft

«...überhaupt – bei allem Einverständnis, wirklich! – man sollte vor allem die Leute hier noch lehren, überhaupt Deutsch sprechen und schreiben zu können. Bevor man ihnen Anglizismen abgewöhnt. Das erschüttert mich nämlich am meisten: wie viele Deutschschweizer nicht imstande sind, eine Konversation auf Schriftdeutsch zu halten oder schon um einem compatriote aus Tessin oder Westschweiz auf Deutsch eine Auskunft zu geben. Auch einigermaßen gute Zeitungen machen stets Fehler oder vermischen Deutsch anbietend mit salopper Mundart...Ein Graus, diese Entwicklung, tatsächlich!»
H.U. von Erlach in Z.
«Gerade die intensive Beschäftigung mit einer Fremdsprache begünstigt nämlich auch eine geschärfte Wahrnehmung und einen bewussteren Umgang mit der eigenen Sprache. Der deutschen Sprache nützt es also indirekt, wenn Fremdsprachen erlernt werden.» (*aus einem Brief des Ständeratspräsidenten C. Schmid-Sutter an unseren Leser K. Signer in C.*)
«Der Gesamtarbeitsvertrag beginnt mit einem besinnlichen Satz: «Die Sprache ist ein Kommunikationsmittel, geprägt von der Kultur, in der sie sich entwickelt hat. Sie widerspiegelt die gesellschaftlichen Werte und Normen.» (*aus einem Brief von K. Signer in C. an*

seine Gewerkschaft. Das bemerkenswerte Schreiben enthält Ideen, die der Vorstand des Sprachkreises Deutsch mit seinem Mitglied weiter verfolgen wird). (pgw) Herr Robert Gaudenz aus Baar hat sich gegen Ende des vergangenen Jahres in einem Brief an die Redaktion des «Brückenbauer» gewandt, um gegen den überrissenen Gebrauch der englischen Sprache zu protestieren. Mitte Dezember erhielt er eine beschwichtigende Antwort (Sprache ist «etwas Lebendiges, das sich immer weiterentwickelt. Jede Generation hat ihre Sprache...»), die mit dem ermutigenden Hinweis endet, der Verfasser möge sich doch ab und zu die «moderne Sprache» im Brückenbauer zu Gemüt führen, um auch die jüngeren Leute besser zu verstehen... Leider erfahren viele Leserbriefschreiber solch verharmlosende Reaktionen, die an den aufgeworfenen Problemen völlig vorbeigehen statt ernsthaft darauf einzutreten. Trotz diesem Dämpfer gebührt unserem aktiven Mitglied ein herzliches «Bravo!». Weiter so: wir brauchen – gemäss Werbespruch einer andern Zeitschrift – mehr aufmerksame Beobachter statt passive Zuschauer. Und die Migros wird auf diese Art dem Titel ihrer Zeitung nicht mehr gerecht, wenn sie bewusst Brücken der Verständigung zu ihren Kunden abbricht statt aufbaut!

Lesefrüchte

«...viele Menschen haben das Gefühl, dieser Einfluss (des Englischen) werde übermächtig und ihre Muttersprache verliere immer mehr an Boden.»
«Selbstverständlich muss man diesen Einfluss wie alle sprachlichen Veränderungen kritisch beobachten und die Öffentlichkeit – vor allem über die Schule und die Medien – zu einem verantwortungsvollen Umgang mit der Sprache auffordern.» (*Zwei Äusserungen von Prof. Hoberg, Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache GfdS, der FAZ-Beilage «Kommunikation und Medien» im August 2000 entnommen.*)
«...die Flucht der Deutschen aus ihrer Sprache und die würdelose Anbiederung der Medien und der Wirtschaft an die angelsächsische Sprache und Kultur...»
Prof. Krämer, Vorsitzender des Vereins Deutsche Sprache VDS
«Ist Dummdeutsch bald Dudenreif (*gelesen im «Spiegel»*)
«...dass Vereine zwar manches bewirken können, letztendlich aber auch jeder einzelne gefordert ist, wenn es gilt, sprachpflegerisch zu wirken.» (*festgehalten vom Vorstand des Bunds für deutsche Schrift und Sprache BfdS*)

(*drei gekürzte Textstellen aus dem Sprachdienst 2/2000*)
«Deutsch als Lernfach in Frankreich geht zurück, weil die Franzosen nicht mehr glauben, dass Deutsche Deutsch sprechen.»
«Sorge bereitet freilich die Übernahme des Englischen als komplette Unternehmenssprache. Damit ist der Anglizismus als Fremdwort in einem gesamten fremden Corpus aufgegangen. Diesem Trend sei entgegenzuwirken. «Sonst sprechen unsere Enkel nur noch zu Hause Deutsch.»
«Die Ticket-Auswahl fördert sprachliche Bildung. Deshalb müht sich die DB emsig, den Katalog an Fahrscheinbenennungen zu erweitern, mit besonderem Fleiss durch englische: in LondonVisitorTravelcard, SwissCard oder SwissPass, BreitRail-Pass, Scanrail-Pass und Ähnlichem. Das demonstriert internationales Flair, hält die Reisenden fit und regt zu kritischem Sprachdenken an.»
(Zn) Überdenken wir diese Beispiele aus Deutschland und halten wir uns die Situation in der Schweiz vor Augen. Zu leicht würde uns eine entsprechende schweizerische «Blütenlese» nicht fallen. Leider. Ihre Beiträge zum Thema senden Sie bitte an eine unserer Anschriften.

Aktuelle Bücher

- Ekkehard Henscheid, Dummdeutsch, Reclam (Ein Wörterbuch) CHF 11.50
- Theodor Ickler, Das Rechtschreibwörterbuch, Leibniz (Sinnvoll schreiben, trennen, Zeichen setzen) CHF 27.50
- Wolf Schneider, Den Briefträger biss der Hund, Folio-Buch NZZ (Deutschstunde mit 33 letzten Fragezeichen) CHF 38.–

Mitgliedsbeitrag 2001

Wir bitten alle Mitglieder, keine Vorauszahlung fürs nächste Jahr zu leisten. Am 16. August 2000 hat die ausserordentliche Hauptversammlung der Bubenberg-Gesellschaft nach Jahrzehnten erstmals wieder die Beiträge erhöht. Wir orientieren Sie in einer nächsten Nummer. Für 2001 erhalten Sie neue, blaue Einzahlungsscheine. Die roten verwenden Sie bitte nicht mehr. Noch im Jahr 2000 Eintretende erhalten die «Mitteilungen» bis Jahresende gratis.

Janz juttess Schwyzerdeutsch

(me) Um es gleich vorweg zu nehmen: An der Universität Bern soll künftig die gesamte germanistische Linguistik von einer Berlinerin betreut werden. Wie es dazu gekommen ist, entnehmen wir verschiedenen Zeitungsberichten. Ende Juni stand im Berner «Bund»: «Die Germanistik an der Universität Bern befindet sich im Umbruch, nicht zuletzt in personeller Hinsicht. In den letzten Monaten mussten und müssen drei der sechs Lehrstühle neu besetzt werden. Vakanzen ergaben sich auf zwei Literatur- und einem Linguistiklehrstuhl; der Lehrstuhl für Dialektologie und Volkskunde der deutschen Schweiz wurde nach dem Rücktritt von Professor Peter Glatthard aufgehoben. Zwei der verwaisten Lehrstühle am Institut für Germanistik sollen an deutsche Staatsangehörige vergeben werden, womit sich die Zahl der Professoren mit deutschem Pass auf fünf erhöhen wird. Insbesondere die Wahl der Berlinerin Elke Hentschel für das Fachgebiet germanistische Linguistik hat Kritik ausgelöst. Diese Kritik ist vor allem von Dozenten an den Hochschulen ausserhalb des Kantons Bern vorgebracht worden. In einem Schreiben betonen sie: «Die germanistische Linguistik der Univrsität Bern, in welche die Dialektologie integriert werden soll, drohe mit der Berufung von deutschen Dozenten ein Profil zu erhalten, das sich nicht von einer Universität in deutscher Umgebung unterscheidet und das der Sprachsituation in der Schweiz nicht angemessen Rechnung trägt.» Dieser Brief ist in Bern sowohl in Hochschulkreisen wie auf der Erziehungsdirektion übel aufgenommen worden. Beide Kreise weisen darauf hin, dass der «Dozenten-Markt» in der Schweiz generell «dünn» sei und dass es sich bei den neuen Lehrkräften um hochqualifizierte Persönlichkeiten handle. Besonders befremdend empfindet Jakob Locher, der Vorsteher des Amts für Hochschulen auf der kantonalen

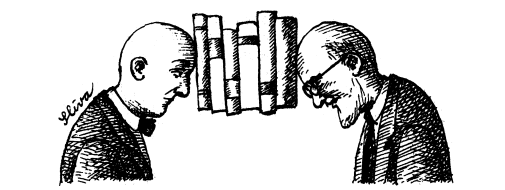
Erziehungsdirektion, die Tatsache, dass die Kritik fast ausschliesslich von deutschen Kollegen erhoben wurde. (Dies könnte man allerdings auch ganz anders deuten!). Der Bericht im «Bund» hat am 7. Juli 2000 zu einem Artikel in der «Neuen Zürcher Zeitung» geführt. Er fasst den «Bund»-Bericht zusammen und erwähnt dann, dass der Verzicht auf die Dialektologie von zwei befragten Germanisten bedauert wird. Allerdings wird er mit einer eng traditionellen und wenig produktiven Tätigkeit des damaligen Lehrstuhlinhabers erklärt(!). Der Fehler sei vor 22 Jahren (bei dessen Berufung) geschehen, lautet ein Urteil. «Die Wiederbesetzung der zentralen Linguistik-Professur war jedenfalls eine zu späte Gelegenheit, die Position des Schweizerdeutschen – eines im heutigen kulturellen Wandel spannenden Themas – in Lehre und Forschung zu retten. Drei Leserbriefe im «Bund» befassen sich ebenfalls mit dem Wirbel an der Berner Universität. Allgemein findet man es schade, dass die verantwortlichen Stellen bei der Berufung von Germanistikdozenten zu sehr nach Deutschland schauen; eingeräumt wird allerdings, dass in der Schweiz, im Gegensatz zu unserm nördlichen Nachbarn, eher ein Mangel an geeigneten Fachkräften besteht. Für die Redaktion der «Mitteilungen» als Aussenstehende ist es schwierig, in der entwickelten Angelegenheit durchzublicken und Stellung zu nehmen. Auf jeden Fall bedauern auch wir, dass die wissenschaftliche Arbeit an unsern vielfältigen Dialekten nun brach liegt. Von einer Berlinerin, selbst wenn man ihr gute Kenntnis unserer sprachlichen Eigenart zugesteht, kann dies kaum verlangt werden. Im «Stübli» in der Sonntags-Beilage des Berner «Bund» geht die bekannte Mundart-Autorin Ruth Bietenhard ebenfalls auf die unerfreulichen Zustände ein. In ihrem Beitrag «Fertig luschtig – fertig gschnätzt

– o d Bärndütsch-Forschig a der Uni?» schreibt sie u.a.:» ...So: «Fertig gschnätzt» mit de bekannte, vo üüs Alte schynt's geng idealisierte Erinnerung – und «ran an heute». Das tönt jitz entschide weniger luschtig: Sicher heit dihr o scho ghört, dass d Professur für Dialäktologie a der Uni Bärn söll uf ne näbenamtlechi Privat-Dozentur reduziert wärde!... Es git nume eis Schöns derby: nämlech dass di übrige Gemanischte a de schwyzerische Hochschule, mehrheitlech Here us Dütschland, das öffentlech beduure und eso Lei halte mit üüs Bärndütsch-«fans»! Jaja – vor 86 Jahr het der Otto vo Greyerz di erschti Dialäkt-Professur z Bärn ggründet und es paar Jahr o gratis düreghalte (zalt isch er nume für «die Didaktik des Deutsch-Unterrichts» gsi), bis er du 1921 isch ordentliche Profässer worde. 1933 het ne der Heinrich Baumgartner abgelöst, der Verfasser vo «Stadtmundart und Landmundart» und Mitbegründer vom Schwyzerdütsche Sprachatlas. Sy Nachfolger, der Paul Zinsli, het üüs Bärner mit de höchstalemannische Bärndialäkte, mit de oberländische so guet wi mit em Walserdütsch, bekannt gmacht und mit sym Kolleg, em Rudolf Ramseyer, d Forschigstür zur Volkskund ufta. Und o dene iri Nachfolger hei nöji Türen ufgstosse: der Roland Ris die uf d Soziolinguistik, also di sozial bedingte Sprachstrukture, samt emne grossartige Überblick über di bärndütschi Literatur (Bibliografie), und der Peter Glatthard die uf d Ortsnamekund samt de alemannische Sidligsstrukture, und derzue e Sicht ufe «koschtbarscht» Bärner Dialäkt, ds Oberhaslidütsch.

Und jitz söll's «fertig gschnätzt» heisse – o da? Eifach wil der Uni ds Gäld söll fähle für nes Fach, wo nid eifach Lüt usbildet «für eine sich anschliessende berufliche Anwendungspraxis», wi's eso schön heisst? I cha's no nid fasse...».

Deutsche Sprachwelt DSW

(DSW) Der Verein für Sprachpflege gibt diese neue Zeitung heraus. Die Schriftleitung ist in Deutschland, die Verwaltung in Österreich. Das gut gemachte Blatt ist gratis. Es lebt von Spenden und den Beiträgen von Mitarbeitern und der Leserschaft. Der Auftritt im Internet ist vielseitig. Schauen Sie unter sprachwelt@t-online.de oder fragen Sie uns nach der Postanschrift. DSW ist nicht im Netzwerk Deutsche Sprache gemäss der Entschliessung von Graz (1999). (DSW) In 2. Auflage ist erschienen «Engleutsch – Nein danke!» Herausgegeben als Kurz- oder Langfassung vom österreichischen Arbeitskreis für Kultur und Geschichte. Wir haben einige Exemplare gekauft und geben sie zu CHF 5.– oder CHF 15.– an Interessierte weiter, portofrei. Restexemplare der 1. Auflage beziehen Sie bei uns gratis (bitte adressierte Etikette und Briefporto in Marken beilegen).



Englisch in der Volksschule

Die «Kleine Zeitung» aus Österreich bringt einen «Denkzettel» von Hans Winkler

Demd gudd eidia
Dear Mrs. Gehrer

I am the Meier michi aus der 4a klass in dea volkschule gehrersdorf in austria. I find es is a demd gudd eidia dos wia scho in da volkschule inglischn lernen. The miss learin sagt a das das very gudd ist weil da ham wia wirklich was fürs leben. Heid is ja alles scho inglischn. Aber mei muti glaubt das nicht. Sie has mit the miss learin geredet und zu ihr gesagd i can imer noch nicht richtig deitsch rechdschrebm aber i soll in nechstn jear schon ins ginasium kommen. Das macht nichts has the miss learin geanserd weil in the heischuul is dan e alles auf inglischn. Mei vatti dea was nicht inglischn can sagt er is fro das wia jatz schon in the schuul inglischn lernen weil dan können wia de weabung in tievie und auf die plagatwende bessa vastehn. I mus jatz aufhöörn weil in tievie is a muwie mit der polizei und the gengsta. Er is aber e auf deitsch.

Es grüsst dich dein michi aus da 4a.

Eine deutsche Académie française gegen «Dudendeutsch»?

In den ARD – Tagesthemen vom 31. Juli 2000 sagte Chefnachrichtensprecher Ulrich Wickert im Abspann sinngemäss, Deutschland besitze jetzt auch seine Sprachakademie, nämlich den Verein Deutsche Sprache. Dessen Chef, Professor Walter Krämer, habe nämlich die Dudenredaktion angeklagt, zur Zerstörung der deutschen Sprache beizutragen. Sie übernehme englische Wörter wie «downloaden» in die Neuausgabe, weil sie zu bequem sei, eigene neue Wörter zu erfinden (vds-notiz).



Ein weltberühmter Wissenschaftler sieht klar – und bleibt nicht im Elfenbeinturm.

Joseph Weizenbaum,

Computer-Wissenschaftler, Berlin und Cambridge/USA (MIT)

«Jeder Mensch denkt in seiner eigenen Sprache mit den ihr eigenen Nuancen. Die Sucht vieler Deutscher nach englischen Brokken erzeugt dagegen Spracharmut, Sprachgulasch. Ideen können so nicht entstehen.»

Nun singet und seid froh!?

(Zn) Die Textsammlung im Internet des Vereins Deutsche Sprache VDS zeigt uns den Abschied aus der deutschen Sprache von einer Seite, der wir vom Sprachkreis Deutsch SKD nachgehen werden.

Als ich bei unserer letzten Abitur-Entlassungsfeier feststellte, daß über die Hälfte aller Lieder, die während dieses Anlasses gesungen wurden, englischsprachige Lieder waren, da mußte ich unwillkürlich an eine kleine Begebenheit denken, die mir vor kurzem ein Freund erzählt hat.

Das Gymnasium, an dem mein Freund unterrichtet, bekam vor einiger Zeit Besuch von einer Schülergruppe aus Schottland. Am Tag bevor die Gäste wieder abreisten, wurde ein gemeinsamer gemütlicher Abend veranstaltet mit Eltern, Lehrern, Freunden und vielen Schülern. Man aß, trank, tanzte, unterhielt sich und verstand sich ganz prächtig. Gute Laune pur.

Irgendwann kamen dann die schottischem Schüler ganz spontan und ungezwungen nach vorne und begannen, alte schottische Volksweisen zu singen. Den Abschluß bildete natürlich «Auld Lang Syne». Als sie fertig waren, forderte einer von ihnen die deutschen Schüler auf, nun ihrerseits einige deutsche Volkslieder zu singen. Der begleitende schottische Lehrer sagte: «Wir haben in unserem Land zwar sehr schöne Lieder, wie ihr eben gehört habt, aber die schönsten alten Volkslieder gibt es doch immer noch in Deutschland». Die deutschen Schüler drucksten herum, lächelten verlegen und keiner traute sich, nach vorne zu kommen. Aber die Schotten ließen nicht locker. Sie bestanden darauf, daß auch die Deutschen ein paar ihrer Volkslieder zum besten geben sollten. Schließlich gingen einige der schottischen Schüler zu den Deutschen, jeder faßte einen von ihnen bei der Hand und zog ihn mit sanfter Gewalt nach vorne. «Come on, you'll sing something for us. Don't be so shy, for God's sake!», sagte einer von ihnen. Dann gingen sie zu ihren Plätzen zurück. Die jungen Deutschen drucksten immer noch herum und lächelten verlegen. Schließlich faßte sich einer von ihnen ein Herz. «Los, komm, wir singen was!», sagte er, um die Peinlichkeit zu beenden. Und dann fingen sie tatsächlich an zu singen und zwar «Oh, when the saints...». Aber nach wenigen Takten blieben sie stecken und wußten nicht weiter. Sie schlichen zu ihren Plätzen zurück und setzten sich hin. Im Raum hatte sich inzwischen unter allen Anwesenden eine peinliche Stille ausgebreitet.

Um die Situation zu retten, kamen die jungen Schotten noch einmal nach vorne und sangen auswendig, wenn auch mit starkem Highland-Akzent, drei deutsche Volkslieder. Das letzte war «Ade nun zur guten Nacht.»

Wiard Raveling

Schlüssel zu einer Wesenskunde vom Menschen (19. Folge)

Im vorhergehenden Beitrag konnten wir anhand einiger ausdrucksstarker Sprachbeispiele einen ersten Eindruck davon vermitteln, dass es sich bei Raum und Zeit nicht nur um abstrakte, mittels Chronometer und Meterstab erfassbare Größen handelt. Die dort aufgelisteten Wörter und Wendungen liessen vielmehr erkennen, dass auch wir Menschen – nun aber auf eine ureigene, von uns selbst ursprünglich gelebte und realisierte Weise – räumliche und zeitliche Wesen sind.

Bewegen wir uns doch zeit-lebens in den mannigfachsten Erlebniswelten und entsprechenden Handlungsspielräumen, wobei uns, je nach Interessenlage, Gemütsverfassung oder persönlicher Sympathie, die Dinge und Mitmenschen näher oder ferner stehen, gleichgültig wie gross oder wie klein jeweils die äusseren Distanzen sind. – Im weitem hatten wir auch bereits darauf hingewiesen, dass im Menschenleben das Räumliche und das Zeitliche keine zwei disparate, von einander gänzlich verschiedene Seinsbereiche bilden, im Gegenteil, beide, der räumliche und der zeitliche Seinsbereich spiegeln sich gleichsam ineinander. So sind – um noch einige zusätzliche Beispiele zu nennen – «Zerstreuung» und «Zeit-vertrieb» nur zwei Ausdrücke für ein und denselben Tatbestand. Nur betont das eine Wort mehr dessen räumlichen, das andere mehr dessen zeitlichen Aspekt. Das gleiche lässt sich von den Situationen sagen, wo uns – gehetzt von den Berufspflichten – weder Raum noch Zeit zu persönlicher Entfaltung bleibt. Da zeigt sich klar: Der Lebensrhythmus ist zu rasch und wir wissen nicht <wo wehren>, d.h. die Dinge rücken uns viel zu nahe auf den Leib. So kann es in der Tat geschehen, dass die Anstrengung bis ins Körperliche durchschlägt: wir sehen dann «angegriffen» oder «mitgenommen» aus. Und wenn wir uns wieder vom Stress erholen – uns zu uns selbst zurückholen! -, gewinnen wir nicht nur unsere Bewegungsfreiheit (unseren individuellen Freiraum), sondern auch den gewohnten Lebensrhythmus wieder. Ein weiteres einschlägiges Beispiel: Je näher uns ein Mensch steht, desto mehr haben wir auch für ihn Zeit. Das gleiche gilt für den Fall, wo wir bekennen: sein Leiden geht mir nahe. Keine Frage, dass es uns dann auch stets gegenwärtig (!) ist.

Wir können uns die Suche nach weiteren Sprachbeispielen dadurch erleichtern, dass wir die Blickrichtung ändern. Das heisst wir wollen sehen, was sich uns an sprachlichen Zeugnissen bietet, wenn wir das menschliche Tun, Erleben und Verhalten so ins Auge fassen, dass es sich uns einmal

Die deutsche Sprache

mehr von seiner räumlichen, dann wieder mehr von seiner zeitlichen Seite her präsentiert.

Konzentrieren wir uns also zunächst mehr auf das menschliche Verhalten in seinem unmittelbar gelebten, seinem existential-räumlichen Aspekt. Grundlegend ist hier der Umstand, dass wir im alltäglichen Umgang mit unseresgleichen stets der Tatsache Rechnung tragen, dass jeder Mensch eine Persönlichkeitssphäre, einen individuellen Freiraum besitzt, in den niemand ungefragt eindringen darf. Darum werden wir einen uns im Wege stehenden Passanten nicht einfach – wie ein Tier – weg-schubsen oder verscheuchen, sondern ihn höflich fragen: «Könnten Sie mir rasch Platz machen? Ich muss da hindurch.» Kommt der andere unserem Wunsche nach, oder noch schöner gesagt: schenkt er uns so für einen Augenblick seine Aufmerksamkeit, dann wird diese, ganz sinn-gemäss, auch mit einem kurzen Dankeswort quittiert. Nicht viel anders verhält es sich dort, wo wir unserem Gesprächspartner «einräumen», dass er, mindestens zum Teil, recht hat. Da rücken wir von unserer Position (!) ab, beharren also nicht mehr auf unserem Standpunkt (!), nehmen Rücksicht auf die Lage (!) des andern und lassen ihm Zeit. Ein letztes Beispiel: Ein Mensch, der in «aufgeräumter» Stimmung ist, wird sich nicht so leicht «in die Enge» treiben lassen. Und das heisst auch: er wird fast wie von selbst so handeln, dass ihm stets genügend Spielraum (!) zu einem autonomen, selbstbestimmten Verhalten bleibt.

Betrachten wir nun das menschliche Tun und Erleben vorwiegend so, wie es sich aus zeitlicher Perspektive präsentiert. Hier greifen wir am besten nochmals zurück auf das oben angeführte Beispiel von der Begegnung im Strassenverkehr. In der an den andern gerichteten Bitte, uns den Weg freizugeben, bleibt eines unausgesprochen, ist aber gleich unmittelbar darin enthalten, eben der zeitliche Bezug. Entspricht nämlich der andere unserem Wunsche und tritt zur Seite, dann stellt er uns nicht nur ein (winziges) Stück seines «Lebensraumes», sondern auch einen Teil seiner Lebenszeit zur Verfügung. Einem andern seine Zeit schenken, das kann offensichtlich nur der Mensch, also ein Wesen, das grundsätzlich über seine Zeit verfügt, selber «zeitlich» ist. Das führt uns wieder zu dem bereits in der letzten Folge formulierten Gedanken: Zeit für sich und andere zu haben, ist nur einem Wesen beschieden, das, wie der Mensch, sich selber aus eigener individueller Kraft «zeitigt». Ist doch jegliches Tun und Lassen des Menschen eine Weise, wie Menschsein sich zeitigt, wie der Mensch seine Gewesenheit («ich bin gewesen!»), seine Gegenwart und Zukunft ist.

Wir wollen zum Schluss noch einige weitere, auf das Zeitlichsein des Menschen verweisende sprachliche Zeugnisse anführen. So beispielsweise die Wendung «sich etwas vergegenwärtigen». Wie das Wort «vergegenwärtigen» sagt, wird hier dem Augenblick eine gewisse Dauer verliehen: wir «verweilen» bei etwas. Dies unterscheidet sich klar vom blossen «Gewärtigen». Ein Beispiel dafür ist: «Du hast eine Strafe zu gewärtigen», d.h. es kann leicht «passieren», dass du – zu einem noch ungewissen Zeitpunkt – bestraft wirst. In diesen Kontext hinein gehört auch das Phänomen der «Geistesgegenwart». Es sind dies Momente, wo wir uns so fest in der Hand haben, dass Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gleichsam in einen Punkt zusammengezogen werden. Oder, ganz dazu passend, das Wort «Gelassenheit». Bedeutet dies doch soviel wie «in sich selber eingelassen» oder in sich geborgen sein. Darum: ein Mensch, der den Ereignissen «gelas-

sen» gegenübertritt, wird sich trotz Hetze nicht drängen lassen; er bleibt vielmehr Herr über seine Zeit – und damit auch über sich selbst. Oder man denke an das Gefühl der «Langeweile». Die Zeit erscheint hier lang und der Raum – der «Lebensraum», das Leben – unausgefüllt und leer. Damit nur scheinbar verwandt ist das berndeutsche «Längiziit» haben nach jemandem; d.h. sich nach einem uns nahestehenden Menschen sehnen. Während seiner Abwesenheit erscheint uns die Zeit fast unerträglich lang. Im Gegensatz dazu steht die «Kurzweil». Hier ereignet sich in kurzer Zeit vieles, das uns unmittelbar an-geht oder anspringt. Anders gesagt: es ist immer etwas «los», d.h. es «löst sich» als etwas Besonderes, Aufmerksamkeit Erregendes aus dem raum-zeitlichen Einerlei heraus. – Sehr erwähnenswert ist schliesslich noch die Wendung «zu kurz kommen» (im Leben). Das ist etwa bei einem Menschen der Fall, der ohne eine richtige Kindheit aufwuchs, so dass er die einem Menschen normalerweise zur Selbstformung seines Wesens gewährte Zeitspanne nicht zu nutzen vermochte. Die Folge davon ist sehr oft, dass er an «Frustrationen» leidet; und das führt oft zur Sucht.

Alle in dieser 19. Folge vorgeführten Sprachbeispiele haben gezeigt, oder lassen mindestens ahnen, in welch weisheitsvoller Weise im Leben des Menschen das Räumliche und das Zeitliche ineinander eingebildet sind. Andererseits können sie aber doch auch wieder voneinander unterschieden werden. So müsste man denn in der Art des Philosophen Hegel sagen: Im Menschsein kommt das Räumliche und das Zeitliche wahrhaft «zu sich selbst».

Gian Klainguti

ÄS GID NYD, WO S NID GID...

Etwas Poetisches. Das Wort hat der Nidwaldner Dichter Julian Dillier.

Äs gid kei Fridhof,
womer cha ga heizä.

Äs gid kei Fyrstell under Wasser.

Äs gid kei Vylfrass,
wo am Frytig faschded.

Äs gid kei Politik
ohni Machtfantaschtä.

Äs gid kei Stai,
wo under Bodä wachsd.

Äs gid keis Spyl,
womer ohni Ysatz jassd.

Äs gid kei Maa,
wo ohni Fraiw uf d Wält cho isch.

Äs gid ai niämer,
wo gärä zweitä n isch.

Aber Nyd
das gids
ai dert, wo s suschd
rein nyd meh gid.

Sprachliche Schönfärberei

Einen Artikel von P. A., erschienen im Heft 4/99 der «Wiener Sprachblätter», kürzen wir auf die Gegenüberstellung einiger Beispiele und zitieren Fragen.

<i>Massenmord</i>	<i>ethnische Säuberung</i>
<i>Menschen (bombardieren)</i>	<i>weiche Ziele</i>
<i>Gifte</i>	<i>Sondermüll</i>
<i>Gefängnis, Zuchthaus</i>	<i>Vollzugsanstalt</i>
<i>Senioren</i>	<i>Sozialrentner</i>
<i>Stottern</i>	<i>unschöne Wortbildungsschwäche</i>

«Aber verändern neue Wörter wirklich das Denken? Ist einer, der Sinti statt Zigeuner sagt und Afrikaner anstelle von Neger, damit schon über jeden Verdacht des Rassismus erhaben? Ist es ein wirklicher Beweis für Warmherzigkeit, wenn jemand Behinderter sagt statt Krüppel?»

Wieviel Englisch braucht der Mensch?

(me) Diese Frage, in Abwandlung des Titels von Tolstoj's berühmter Erzählung, lässt sich nicht so leicht beantworten. Es kommt darauf an, wo dieser Mensch wohnt, was für einen Beruf er ausübt und welche gesellschaftliche Stellung er einnimmt. Ganz allgemein würde ich sagen: So viel als möglich, um in der heutigen Welt erfolgreich bestehen zu können. – Ganz anders verhält es sich, wenn die Frage lautet: Wieviel Englisch verwendet der Mensch? Da möchte ich antworten: So wenig als möglich. Dies ist freilich eine Forderung, die nicht bloss im deutschsprachigen Raum schwer durchzusetzen ist. Englisch ist nun einmal Mode geworden. Für den Durchschnittsbürger tönt «Blue Window» schöner als «Blaues Fenster» und die «Yellow World» verückt mehr als die «Gelbe Welt». Dabei verfügen oft gerade die Leute, die sich so stark von englischen Bezeichnungen beeindrucken lassen, über recht geringe Englischkenntnisse: Damit ja keine Missverständnisse entstehen, findet gemäss den meisten Radiosprechern die Sommer-Olympiade 2000 in Sidney statt; Herr Schweizer isst im Restaurant gerne ein Stück, und Kanton wird sogar von Musikern gesagt, die diesen Stil pflegen. Glücklicherweise ist der Kampf gegen «Denglisch», den Missbrauch der englischen Sprache, nicht bloss das Anliegen des Sprachkreises Deutsch. Auch für diese Frage finden wir Pressestimmen im Material, das der Medienbeobachter ARGUS 1998 und 1999 für uns gesammelt hat. Humorvoll auf den Punkt bringt es Monika Egli in ihrer «Broschüre» (Appenzeller Zeitung vom 16. März 1998): «Beschauliche Winterabende verträgle ich ganz gerne vor dem Fernseh-Apparat. Nicht immer, aber immer öfter drängt sich mir die Frage auf: «In welchem Land, zum Donnerwetter, befinde ich mich eigentlich?»... Ein Saloon, eine Frau steht an der Bar, sinniert laut vor sich: «When is he coming?». Ein Mann betritt die Szene, sie erleichtert: «He is here. Has he got it or not?» Sie greift in seine Hosentasche und mit dem Seufzer «yes, he's got it» zieht sie zum Erstaunen aller ein – Mini-pic heraus. Szenenwechsel: Eltern wissen, dass für Babys (Wickelkinder) nur Pampers, die mit dem Stretchbündchen, gut genug sind. Nicht zu wechseln mit den andern Babys (mehr oder weniger gestandene Frauen), die mit resistant lipstick unwiderstehlich küssen, die rettungslos dem Axe Effect verfallen und raffiniertweise Duftstoffe verwenden, auf die Men just act. Wobei sich durchaus auch a fragrance for a man or a woman eignet. Nicht zu vergessen die Happy-hippo Hollywood-Stars für die kleinen Konsumenten, das Clearsil für die Jugend, damit diese sich fresh and clean fühlen kann, und natürlich die Wrigley's für jedes Alter. Und das alles zwischen und während Time out, Cash-TV, Next, Blockbusters, Weekend Music und, und, und, Erholung nötig? No problem: have a break, have a kit-kat...» Jetzt, da der Streit um die neue Rechtschreibung wieder aufgeflammt ist, verdient auch der Kommentar von Hanspeter Peyer, dem Stellvertreter des Chefredaktors des Blicks, vom 15. Juli 1998 unsere volle Aufmerksamkeit: «Ob «Gemse» nach den neuen Rechtschreibvorschriften ein e oder ein ä hat? Ob bei «in bezug auf» auf das b klein oder gross sein muss? Ob «radfahren» zusammen oder in zwei Wörtern geschrieben wird? Wichtig ist das nicht... Wichtiger ist, dass wir überhaupt noch deutsch reden. Und deutsch schreiben. Wir sagen «Sorry» statt «Es tut mir leid», die Kreditanstalt heisst «CS Group», wir lassen uns «anfaxen», die Billetverkaufsstelle ist ein «Ticket Office»,

die «Swisscom» vermittelt «City Calls» via «Handy», wir «surfen» im «Internet» und hüpfen als «Bungeejumper»... Gegen Anglo-Wildwuchs und Verflüchtigung unserer Schriftsprache hilft auch die sündhaft teure Rechtschreib-Reform nicht!» In der Weltwoche vom 30. Juli 1998 findet Ludwig Hasler, unser Deutsch sei zur «Feierabendsprache» verkommen: «...Seit global geforscht, gewirtschaftet und kommuniziert wird, empfiehlt sich die Einheitssprache. Auch in der Schweiz findet ein Studium der Naturwissenschaften überwiegend in Englisch statt. Und wenn an der ETH nur ein Teilnehmer kein Deutsch versteht, schaltet das Kolloquium auf Englisch. Logisch. Doch für die deutsche Sprache prekär. Die Weltgesellschaft wird bestimmt vom Beschleunigungstempo des Wandels: Immer mehr verändert sich immer schneller. Und die Motoren des Wandels, Wissenschaft und Technik» laufen englisch. Gleichzeitig gilt: Wo immer mehr sich immer schneller wandelt, da veraltet auch immer mehr immer schneller. Vor allem veraltet eine Sprache, die nicht mehr an der Spitze des Wirklichkeitswandels mitspricht. Sie erkrankt an akuter Weltfremdheit. Eine Sprache, die nicht mehr selber forscht, neue Felder technischer Entwicklung durchdringt, eine Sprache, die nicht mehr täglich neue Wörter, Begriffe, Symbole kreiert, eine Sprache, die das Zeichensystem der fortgeschrittenen Verständigung nicht mehr aktiv mitbestimmt oder wenigstens familiarisiert, sondern bestenfalls noch fremdsprachlich übernimmt, eine solche Sprache verliert den Weltanschluss. Sie geht früher oder später in Pension. In pensionierten Sprachen unterhalten wir uns noch übers Wetter und Liebesleben, über Kindergeld und Alterspension. Sprache als Feierabendsprache. Mit dem Rückzug in Privat- und Regionalwelten beginnt die Rätoromanisierung der deutschen Sprache: die Schrumpfung nicht nur ihrer Reichweite, sondern der Schwund ihrer Weltverschlungenheit...» Zuletzt möchte ich noch hinzufügen, dass durch das unselige «Denglisch» auch die Sprache von Shakespeare und Hemingway verschmutzt wird. Dies betont ein Leserbrief von Arthur Lindsay, wohl einem «native speaker», in der Weltwoche vom 13. August 1998: «...Es entsteht nämlich durch die von den Führungseliten der Weltfirmen befohlene Einführung von Englisch als Konzernsprache auch in entgegengesetzter Richtung eine sprachliche Umweltverschmutzung: nämlich die der englischen Sprache! Auch in der Schweiz gibt es einige mehr oder weniger bekannte Betriebe mit der gleichen Unart, darzutun, dass auch sie zu den «global players» zählen. Man höre sich nur mal am Fernsehen an, welch ein fließendes Kauderwelsch – meist durch germanische oder helvetische Gutturallaute noch unverständlich gemacht – die obersten Riegen dieser Firmen (v)erbrehen! Englisch ist ja so einfach, nicht wahr? Und hat keine Grammatikregeln...»



Mark Twain als Sprachpfleger

Im «Eckartboten» 10/1999 gibt Franz Kranlich einen längeren satirischen Text von Mark Twain wieder und wendet ihn am Schluss auf fremdwortüberladene wissenschaftliche Publikationen an. Wir lassen diesen Schluss weg; denn Mark Twains Satire lässt sich ebenso gut auf andere Unsitten anwenden. In seinem Buch «Bummel durch Europa» (1880) erzählt Mark Twain, wie er in Luzern seinen Reisebegleiter H. Harris beauftragt, Furkapass, Rhonegletscher, Finsteraarhorn, Wetterhorn u.a. zu Fuss zu bereisen und darüber schriftlich zu berichten. Nach seiner Rückkehr übergibt Harris seinem Dienstgeber den «offiziellen Bericht über einen Besuch der Furka-Gegend», der sehr anschaulich geschrieben und mit einer Anzahl von Fremdwörtern wie dingblatter, mmbglx, bopple, schnawp bunt geschmückt ist. Als Mark Twain diesen Bericht gelesen hat, entspinnt sich darüber folgendes Gespräch. Mark Twain sagt: «Das haben Sie gut gemacht, Harris; dieser Bericht ist knapp, gedrängt, wohlgesetzt; der Stil ist lebendig, die Beschreibungen sind anschaulich und nicht mit unnötiger Genauigkeit überladen; Ihr Bericht kommt gleich zur Sache, bleibt strikte dabei und treibt sich nicht herum. Er ist in vieler Hinsicht ein vortreffliches Dokument. Aber er hat einen Fehler – er ist zu gelehrt, er ist viel zu gelehrt. Was ist «dingblatter»? – «Dingblatter ist ein Fidschiwort und heisst «Grad.» – «Sie kennen also in Ihrer eigenen Sprache ein Wort dafür?» – «Aber ja.» – «Was ist «gnillic»? – «Das ist der Ausdruck, den die Eskimos für Schnee gebrauchen.» – «Sie wissen also auch dafür das einheimische Wort?» – «Aber gewiss.» – «Was bedeutet «mmbglx»? – «Es heisst «Fussgänger» in der Zulusprache.» – «Während das feingeformte Wellhorn zur Krönung des bezaubernden bopples auf ihn herabblitzt.» – «Was ist «bopple»? – «Bild. In Tschokta-Indianisch.» – «Was heisst «schnawp»? – «Tal. Ebenfalls Tschokta-Indianisch.» – «Was ist ein «bolwoggoly»? – «Das ist Chinesisch für «Berg.» – ««Kahkahponeeka»? – ««Aufstieg. Tschokta.» – «Aber wir wurden abermals von schlechtem hoggelunggullup überrascht.» – «Was soll «hoggelunggullup» heissen?» – «Das ist das chinesische Wort für «Wetter.» – «Ist «hoggelunggullup» besser als unser eigenes Wort? Sagt es mehr? Ist es anschaulicher?» – «Nein, es bedeutet genau dasselbe.» – «Und «dingblatter» und «gnillic» und «bopple» und «schnawp» – sind sie besser als unsere eigenen Wörter?» – «Nein, sie bedeuten genau das, was unsere eigenen bedeuten.» – «Warum benutzen Sie sie dann? Warum haben Sie all dieses chinesische und indianische und Zuluzeug benutzt?» – «Weil ich nur ein paar Worte Französisch kenne und Latein oder Griechisch überhaupt nicht kann.» – «Das macht aber doch nichts. Warum wollen Sie überhaupt Wörter aus anderen Sprachen verwenden?» – «Um meine Seiten zu verzieren. Das machen alle.» – «Wer ist «alle»? – «Alle. Jeder, der elegant schreibt. Jeder, der will, hat das Recht dazu.» – «Ich glaube, da irren Sie sich.» Darauf liess ich mich in vernichtendem Tonfall folgendermassen vernehmen: «Wenn wirklich gelehrte Leute Bücher für andere gelehrte Leute schreiben, sind sie berechtigt, so

viele gelehrte Wörter zu benutzen, wie sie nur mögen – ihre Leser werden sie verstehen; aber ein Mann, der für das allgemeine Publikum schreibt, hat kein Recht, seine Seiten durch unübersetzte Ausdrücke aus fremden Sprachen zu verunstalten. Es ist eine Unverschämtheit gegenüber der Mehrheit der Käufer, denn es besagt aufs offenste und frechste: «Lass dir selber eine Übersetzung anfertigen, falls du eine brauchst; dieses Buch ist nicht für Nichtwissner geschrieben. Es gibt Leute, die beherrschen eine Fremdsprache so gut und haben so lange im täglichen Umgang von ihr Gebrauch gemacht, dass sie ganze Salven davon beim Schreiben unbewusst in ihre eigene Sprache hineinzusprengen scheinen, und daher unterlassen sie mindestens die Hälfte der Zeit das Übersetzen. Das ist überaus grausam gehandelt gegen neun von zehn Lesern. Und was ist die Entschuldigung dafür? Der Schriftsteller wird sagen, er benutze die fremde Sprache nur dort, wo die feine Schattierung dessen, was er sagen wolle, in in seiner eigenen nicht vermittelt werden könne. Schön und gut, dann schreibt er also sein Bestes für jeden zehnten und sollte die anderen neun vor dem Kauf seines Buches warnen. Er bringt jedoch wenigstens noch eine Entschuldigung vor, aber dann gibt es da noch eine andere Gruppe von Leuten, die sind genau wie Sie: Sie kennen hier und da ein Wort aus einer fremden Sprache oder ein paar bettlerhafte, hinten aus dem Wörterbuch gestohlene Ausdrücke, und diese pfeffern sie unverdrossen in ihre Literatur hinein,

TICKET•BILLET

Erw. A

13:37:04/ Eingang West

einmaliger Eintritt • entrée unique
entrata unica • single admission

BALLENBERG

Zweisprachig ist im Tourismus immer gut.

und zwar mit der Vorspiegelung, sie könnten diese Sprache – welche Entschuldigung haben diese Leute anzubieten? Die fremdsprachlichen Wörter und Ausdrücke, die sie benutzen, haben ihre genaue Entsprechung in einer anderen Sprache – ihrer eigenen; und sie glauben, sie «verzieren ihre Seiten», wenn sie statt Strasse rue und statt Bahnhof gare und so weiter sagen – indem sie also vor dem Leser mit diesen flatternden Fetzen der Armut protzen und sich einbilden, er werde dumm genug sein, sie für die Zeichen eines unermesslichen, in Reserve gehaltenen Reichtums zu halten. Ich will Ihre «Gelehrsamkeit» in Ihrem Bericht stehen lassen; Sie haben wohl ebenso sehr das Recht, Ihre Seiten mit chinesischem und indianischem und Zuluplunder zu «verzieren», wie die anderen Ihres Schlages das Recht haben, die ihrigen mit den dreisten Brocken zu schmücken, die sie einem halben Dutzend gelehrter Sprachen entwendet haben, von denen sie nicht einmal das Abc beherrschen.» Soweit Mark Twains Kritik am Reisebericht seines Begleiters vor über hundert Jahren. Ist es nicht auch heute gang und gäbe, Berichte aller Art soviel wie möglich mit – oft künstlich zusammengebastelten – Wörtern aus fremden Sprachen zu schmücken, sie nicht zu übersetzen oder zu erläutern und den Leser rücksichtslos dumm sterben zu lassen?

Deutsch, Französisch, Italienisch...

Erinnern Sie sich noch an die Zeiten vor den grossen Privatisierungen und vor der Globalisierung und vor den unfreundlichen Übernahmen? Es war die Zeit, wo die Firmennamen noch unsere schweizerische Mehrsprachigkeit spiegelten: PTT etwa konnte in allen vier Landessprachen aufgelöst werden, die meisten Bankinstitute trugen zwei, drei und manchmal sogar vier Namen, die allermeisten Plakate waren in den Orts- oder Landessprachen abgefasst. Heute heisst es Swisscom, iu-bi-ess, Swiss Steel, die Plakatwände pöbeln uns englisch oder amerikanisch an.

Das allmähliche Verschwinden der eigenen Sprache fällt den Minderheiten schneller auf als etwa den Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern. So reklamieren die Bieler Frankophonen seit langem zweisprachig abgefasste Aufschriften in Läden, an Häusern, auf Plakaten. Letzthin wehrten sich einige Stadträte in einem politischen Vorstoss tapfer gegen das Verschwinden des Französischen. Es verschwindet aber nicht bloss das Französische, sondern immer mehr auch das Deutsche.

Das Eindringen des Englischen ist eng verknüpft mit den Fusionen, den Übernahmen einheimischer Firmen durch amerikanische, und es ist auch nicht erstaunlich, dass alle Welt Englisch können möchte oder muss. Dass dabei die Nachbarsprachen – Französisch für Deutschsprachige, Deutsch für Französischsprachige – geopfert werden, ist bedauerlich. Und nicht nur das: Es ist auch kurzsichtig, unschweizerisch und uneuropäisch.

Englisch ist die weltweit meistgesprochene Fremdsprache; es gibt sogar mehr Menschen, die Englisch als Fremdsprache sprechen denn als Erstsprache. Wer also Englisch als Fremdsprache lernt, braucht keine andere Fremdsprache mehr zu lernen. Diese «English only»-Haltung ergreift mehr und mehr auch die Schweizerinnen und Schweizer. Der gegenwärtige Präsident des schweizerischen Ständerats etwa, der zwischenzeitlich in Innerrhoden auch das Erziehungsdepartement versieht, hat ohne Konsultation der Erziehungsdirektorinnen und -direktoren entschieden, Französisch aus der Stundentafel der vierten bis sechsten Klasse herauszunehmen und durch Englischunterricht zu ersetzen. Er hat es noch besser machen wollen als sein Zürcher Kollege, und es wird gemunkelt, dass auch andere zürichorientierte Kantone Englisch als erste Fremdsprache einführen möchten.

Dass das Sprachenlernen vorverschoben werden müsste (Kindergarten, Primarschule), ist unbestritten. Dass die erste Fremdsprache die Nachbarsprache sein müsste, war bislang ebenfalls klar. Und es wäre auch richtig so, dass in der Schweiz, wo germanische und romanische Sprachen beieinander wohnen, zuerst Französisch und Deutsch gelernt würde. Wer in diesen beiden Systemen zu Hause ist, wird sehr schnell auch Englisch lernen, als dritte Sprache, die ja ein Amalgam von germanischen und romanischen Sprachen ist. Und wer eine dritte Sprache kann, wird auch rascher noch eine weitere dazulernen.

Nächstes Jahr findet in Luzern die 12. Internationale Tagung der Deutschlehrerinnen und -lehrer statt unter dem Motto: «Mehr Sprache – mehrsprachig – mit Deutsch». Übertragen auf die Schweiz müsste das heissen: «Mehr Sprache – mehrsprachig – mit Deutsch und Französisch und Italienisch ... und Englisch». (A. Jean Racine im «Bund» vom 14. Februar 2000)



Englisch statt Französisch?

Englisch ab der 3. Primarklasse – anstelle von Französisch. Diese Neuerung führt Appenzell-Innerrhoden als erster Kanton ein. Eine Pioniertat oder die Verbreiterung des Röstigrabens?

«Hello, I'm Rudy, a swiss cowboy from Appenzell», könnte es bald aus Innerrhoder Schulzimmern tönen. Französisch ist für die Primarschüler aus der Ostschweiz erst einmal passé. Die Weltsprache Englisch ist auf dem Vormarsch – und auf dem besten Weg, quasi unsere zweite Landessprache zu werden.

«Ob Englisch praktisch zur Landessprache wird, hängt nicht von mir ab», erklärt der Innerrhoder Erziehungsdirektor Carlo Schmid, «aber es ist unsere Pflicht, dafür

Niveau aber beibehalten. «Frühfranzösisch war nie ein Leistungsfach, und es hat einfach nicht viel gebracht. Das muss man mal deutsch und deutlich sagen», erklärt Schmid den revolutionären Schritt. Doch Schmid's Schulversuch ist nicht unproblematisch. Mit der vorgezogenen Einführung des Englischunterrichts wird Englisch als globale Wirtschafts- und Wissenschaftssprache faktisch vor unsere Nationalsprachen gestellt. Das ist vielen Leuten ein Dorn im Auge. Für Carlo Schmid ist das



Ganz höflich gesagt: «Weniger Werbe-Englisch wäre mehr...!» Sarah Deladoey, 17 ans, ne goûte manifestement pas la propension des publicitaires à abuser de l'anglais. Foto: Florian Cella

zu sorgen, dass sich unsere Schüler in der Welt von morgen behaupten können.» Schmid wird im Sommer 2001 als erster Frühenglisch im ganzen Kanton einführen. Der Französischunterricht beginnt neu erst in der Sekundar- oder Realschule, soll sein

allerdings eine politische Diskussion, keine sachliche. Er nimmt es gelassen: «Jeder, der sich jetzt aufregt, soll sich einmal überlegen, wie viel sein Französisch wirklich zur Einigkeit in diesem Land beiträgt.» (aus dem Brückenbauer 7/2000)

Sprache in Gefahr?

Amerikanisierung der deutschen Sprache und Kultur? (Unesco) Als gefährdet gilt eine Sprache, wenn sie nicht mehr von den Kindern gesprochen wird, als sterbend, wenn nur noch eine Handvoll älterer Menschen sie spricht, als ausgestorben beim Tode des letzten Muttersprachlers.

(Zn) Der Duden als Sprachbeobachter übernimmt u.a. «downloaden», wo doch viele ohne Schwierigkeiten «herunterladen» sagen und dieses Verb sogar besser konjugieren können. Sagen Sie mal auf Denglisch «ich habe heruntergeladen»... Wo «Dudendeutsch» in den kräftig anschwel-

lenden Strom möglicher Gefahren für die Entwicklung der deutschen Sprache noch beruhigend Bächli von Beispielen längst erfolgter Fremdwortübernahmen einwässert, wo die Bevölkerung sich ohne mahnende Stimmen unkritisch-gleichgültig in Sprachfragen verhält und wo die Werbung häufig nur noch englisch-amerikanisches Sprachgut als zukunftsfähig vermittelt, muss ja Deutsch ertrinken, meinen die einen. Der Fluss der lebendigen Sprache findet zu neuen Ufern, sagen die andern. Im Sprachkreis Deutsch wollen wir sprachpflegerisch wirken.

Ob in der Werbung, in den Medien oder in der Alltagssprache: überall ist das Denglisch auf dem Vormarsch – jenes Kauderwelsch aus englischen Begriffen und deutscher Grammatik. Bestsellerautor Walter Krämer hat die 1000 wichtigsten Begriffe in alphabetischer Sortierung für den deutschen User aufgearbeitet – von Adventure bis Worst Case.

Satirisch überspitzt, aber mit durchaus ernstem Hintergrund zeigt Krämer, wie die Sprache systematisch verhunzt wird, wie pseudo-weltläufiges Neusprech sich überall durchsetzt. Wer mitreden will über Handys und Key Accounts, über Floppen und Primetime, wird dieses Buch brauchen, auf der Party wie im Office oder am Beach.

Walter Krämer
Modern Talking
Piper
ISBN 3-492-04211-2

Sprachakademie!

Wir brauchen eine Sprachakademie, die gegen politische Einflüsse und gegen die Lobbyarbeit von Lehrerverbänden und Wörterbuchverlagen immun ist. Wie sollte eine solche Sprachakademie beschaffen sein? Sie sollte sich nicht auf die Regelung und Entwicklung der Rechtschreibung beschränken, sondern sich auch um die Entwicklung von Terminologien kümmern, in denen man schon heute keine vollständigen deutschen Wortschätze mehr hat.

Das ist etwa bei den Berufsbezeichnungen, im Finanzwesen, in vielen Sparten des Sports, des Unterhaltungsgewerbes oder des Verkehrswesens der Fall. Die Gesetzes- und die Verwaltungssprache sind ebenfalls notorisch für sprachliche Verwahrlosung. Schließlich ist es dringend geboten, sich mit der grassierenden Anglisierung der Alltagssprache zu befassen.

Wenn der Ausdruck «Sprachakademie» fällt, kommt in Deutschland Panik auf: Man will hier keine Akademie wie in Frankreich, wo angeblich ein Gremium von Greisen die Sprache gängelt, knebelt und abschottet. Eine Sprachakademie muss aber keine Behörde mit weitreichenden exekutiven Vollmachten sein. Die spanische Sprachakademie bezieht ihr Prestige aus ihrer Kompetenz und ihrer Wachheit. Die Spanier nehmen es ernst, wenn ihnen die Akademie Vorschläge macht, wie sie ihre Sprache verbessern könnten.

Auch andere Länder haben Sprachakademien, die ihre Wirkung durch fachliche und kulturpolitische Autorität ausüben: Überzeugende Vorschläge nimmt das Sprachvolk lieber an als Dekrete.

«Die Welt» vom 29. Juli 2000 (Auszug) Verfasser ist Helmut Glück, Professor für Sprachwissenschaft an der Universität Bamberg, Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats VDS.

(Zn) Bevor wir in der Schweiz in Sorge um unsere Freiheiten, auch der Sprache(n), zu Glücks Gedanken gleich in Antireflexe verfallen, könnten sich ja Spitzenleute aus Politik, Sprachwissenschaft und Kultur medienbegleitet zu unverkrampften Gesprächen treffen. Der Diskussionsforen gibt es genug, und hehre Bekenntnisse zur Sprache wurden schon oft abgegeben. Gegen den Strom schwimmen muss niemand, aber, wie es scheint, als einzige Alternative sich treiben lassen... da sagen wir vom Sprachkreis Deutsch nein. Bisherige parlamentarische Vorstösse aus verschiedenen Richtungen scheiterten an den unterschiedlichen Kompetenzen von Bund und Kantonen.

Impressum

Die Mitteilungen des Vereins Sprachkreis-Deutsch erscheinen vier- bis sechsmal jährlich Auflage 5'000 Stück.

Redaktionsadresse

Sprachkreis Deutsch
3000 Bern
Tel. 032 331 01 19
Fax 032 331 01 19
www.sprachkreis-deutsch.ch
info@sprachkreis-deutsch.ch

Redaktion

Peter Zbinden (Zn), Präsident SKD
Redaktion Vorstandsmitglieder
Susanne Altdorfer (saf)
Peter Glatthard-Weber (pgw)
Kurt Meister (me)
Alfred Reber (ar)
Martin Geiger (mg)